



**Ueber die Einigung der deutschen Aussprache**

**Braune, Wilhelm**

**Halle a. S., 1905**

Hochansehnliche Versammlung!

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93890](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-93890)

## Hochansehnliche Versammlung!

Zum ersten Male ist heute die Universität zur Feier ihres Jahresfestes in diesen ihren neuen Festsaal eingezogen. Nicht ohne Wehmut haben wir ihn an die Stelle unserer ehrwürdig-schönen Aula treten lassen, welche doch für die gesteigerten Raumbedürfnisse schon längst nicht mehr ausreichen wollte. Aber auch an dieser Stelle gedenken wir vor allem dankbar der Segnungen, die der Universität unter dem Walten ihrer Rektoren aus dem durchlauchtigsten Badischen Fürstenhause in so reichem Masse zuteil geworden sind. Wir knüpfen dieses Dankesfest an den Geburtstag des Fürsten, welcher der verfallenen und dahinsterbenden Hochschule neues Leben gegeben hat, Karl Friedrichs, des ersten Rektor magnificentissimus der durch ihn neu erstandenen Ruperto-Carola.

Wenn wir jetzt aus dem Vollbesitz der unter entscheidender Mitwirkung unseres erhabenen Grossherzogs errungenen deutschen Reichseinheit zurückblicken auf die Epoche Karl Friedrichs, so stellt sich uns das Bild trostloser Zerrissenheit unseres Vaterlandes dar. Zur Zeit der Erneuerung unserer Universität zerbrach auch die Schale des alten römischen Reichs deutscher Nation, nachdem der Kern schon lange morsch und faul geworden war. Aber bei allem äusseren Elend war in jener Zeit doch schon die innere Einigung Deutschlands geschaffen. Seit zwei Menschenaltern war in aufsteigender Entwicklung von Klopstock bis auf Goethe und Schiller eine grosse deutsche Dichtung entstanden und mit Immanuel Kant, dessen hundertjährigen Todestag wir in diesem Jahre feierlich begangen haben, hatte die deutsche Philosophie den höchsten Gipfel erstiegen, so dass Deutschland nun gerüstet war, die geistige Führung Europas zu übernehmen. Und in Kants Todesjahre wurde zum ersten Male die Eroica aufgeführt, deren hehre Klänge wir soeben vernommen haben. Mit diesem Werke hatte Ludwig van Beethoven seine volle Meisterschaft erreicht

und errang für Deutschland die seitdem unbestrittene Vorherrschaft auf dem Gebiete der musikalischen Kunst. Diese Hinweise mögen genügen um uns zu erinnern, wie reiche Güter gemeinsamen geistigen Besitzes schon vor hundert Jahren das deutsche Volk verbanden, so dass nun auch die Blicke des Auslandes sich mehr und mehr auf unser Geistesleben zu lenken begannen.

Wie ganz anders sah es dagegen aus, als heute vor 176 Jahren Karl Friedrich geboren wurde! In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die geistige Kultur Deutschlands noch in voller Abhängigkeit vom Auslande, dessen Vertreter verächtlich auf uns herabsahen. Eine deutsche Literatur von eigenem Werte gab es nicht: in Karl Friedrichs Geburtsjahre war noch nicht einmal Albrecht von Haller aufgetreten, der erste Vorbote einer höheren Zielen zustrebenden Dichtung, und Gottsched schickte sich soeben an, die Zügel seiner literarischen Herrschaft zu ergreifen, die doch noch sehr dem Auslande tributpflichtig blieb. Zwei geistige Größen von eigener und bleibender Bedeutung waren allerdings im damaligen Deutschland schon erstanden: der Philosoph Leibniz, der aber seine Werke überwiegend französisch oder lateinisch schrieb, und der Musiker Johann Sebastian Bach, der freilich seiner Zeit allzusehr voraus war und erst vom 19. Jahrhundert ab in seiner ganzen Grösse allgemeinere Würdigung und Wirkung finden sollte. Im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts war beider Männer Einfluss nicht breit und tief genug: sie konnten noch nicht zum allgemein geschätzten Besitz der Nation gerechnet werden. Und so bestand damals das alle gebildeten Deutschen einigende geistige Band hauptsächlich in der gemeinsamen Schriftsprache.

Unsere neuhochdeutsche Schriftsprache hatte vom östlichen Mitteldeutschland ausgehend im Verlaufe des 16. und 17. Jahrhunderts sich ganz Nord- und Mitteldeutschland unterworfen und auch in Oberdeutschland soweit den Sieg gewonnen, dass bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch die letzten widerstrebenden Randgebiete des katholischen Süddeutschlands ihre Herrschaft anerkennen mussten. Damit war denn für eine nationale Einigung ganz Deutschlands die Grundlage vorhanden, auf welcher die folgenden Generationen weiter bauen konnten. Nachdem aber jetzt das Einigungswerk zum Abschluss gebracht ist, zeigt es sich, dass die deutschen Stämme gerade auf demjenigen Gebiete noch auseinandergehen, welches wir soeben als Grundlage der Einigung bezeichnen durften, auf dem Gebiete der Sprache. Nur dass es sich hier nicht mehr um die Schriftsprache im eigentlichen Sinne handelt. Nicht die geschriebene Sprache zeigt wesentliche Unterschiede, sondern die gesprochene. Und zwar meine ich hiermit nicht die Volksdialekte, deren Ausgleichung zu beschleunigen niemand wünschen kann, sondern die mündliche Anwendung der Schrift-

sprache im höheren Verkehr. Hier liegen noch jetzt viele provinzielle Verschiedenheiten der Aussprache vor, hinsichtlich deren sich in neuerer Zeit Einheitsbestrebungen kräftiger geltend gemacht haben. Und für diesen Gegenstand möchte ich mir heute Ihre Aufmerksamkeit erbitten.

Die Frage, nach der richtigen deutschen Aussprache tritt an jeden Gebildeten heran, der über die Grenzen seines Stammes hinausschaut und mit Angehörigen der verschiedensten deutschen Provinzen verkehrt. Sie wurde dem Germanisten oft vorgelegt mit der Bitte um Entscheidung. Dieser war im allgemeinen geneigt sich einer positiven Antwort zu entziehen, da ihm vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus die Aussprache jeder Landschaft erklärlch und berechtigt, also richtig, erschien; auch widerstrebt es seinem Gefühle, berechtigte Eigentümlichkeiten der deutschen Stämme zu verwischen, soweit sie ihn unwesentlich dünktent. Aber das praktische Leben wollte sich dabei nicht beruhigen. Das Bedürfnis der Schule und besonders auch des Unterrichts von Ausländern liess die orthoepische Frage nicht zur Ruhe kommen. Und grade in einem so lang gestreckten Lande, wie Baden, welches im Süden dem oberdeutsch-alemannischen, im Norden dem mitteldeutsch-fränkischen Dialekte angehört, müssen sich solche Fragen aufdrängen: die Lehrer wollen wissen, welche Aussprache sie in der Schule fordern sollen. Beispielsweise wird der Südbadener in *Auge* und *ich liege* den Verschlusslaut *g* sprechen, während der Pfälzer mit velarem oder palatalem Spiranten *Auche* und *lieche* sagt. Beide Aussprachen sind sprachgeschichtlich richtig und beide haben unter den neueren Orthoepikern ihre Vertreter gefunden.<sup>1)</sup> So ist denn die Disziplin der neuhochdeutschen Orthoepie von Männern wie Wilhelm Viëtor und anderen hauptsächlich mit Rücksicht auf den Unterricht in ernste Pflege genommen worden.<sup>2)</sup>

Noch mehr aber war es die deutsche Bühne, welche bei dem Wechsel der Schauspieler über ganz Deutschland hin dringend einer einheitlicheren Aussprache des Deutschen bedurfte. Und eine solche hatte sich schon seit längerer Zeit in der Bühnenpraxis in wesentlichen Punkten festgesetzt, nicht ohne viele Unsicherheiten und Schwankungen im einzelnen. Hier griff nun regelnd eine Kommission ein, zusammengesetzt aus Bühnenvorständen und Germanisten, welche im Jahre 1898 in Berlin tagte und über alle Zweifelsfälle entschied. Ihre Verhandlungen und Beschlüsse sind herausgegeben von Theodor Siebs unter dem Titel 'Deutsche Bühnenaussprache'<sup>3)</sup>. Die darin festgesetzte Norm ist dann vom Deutschen Bühnenverein für alle deutschen Bühnen empfohlen, so dass wir tatsächlich hier nun eine einheitliche Aussprache des Deutschen besitzen. Hatte man schon früher sich gewöhnt die Aussprache der Bühne als das ideale Deutsch zu betrachten,<sup>4)</sup> so fragte es sich jetzt, ob

die nun fest geregelte Bühnenaussprache auch für die öffentliche Rede, den höheren Verkehr und vor allem für die Schule als massgebend anzunehmen sein werde. Die Frage ist in den letzten Jahren Gegenstand lebhafter Erörterungen von Germanisten und Schulmännern gewesen.<sup>5)</sup> Und im allgemeinen haben die Beschlüsse der Berliner Konferenz mehr Widerspruch als Zustimmung gefunden. Man hat ihnen willkürliche Festsetzungen vorgeworfen, man hat nicht genügende Rücksichtnahme auf landschaftliche, besonders süddeutsche Eigenart gerügt und vor allem hat man hervorgehoben, dass die unter eigenartigen Bedingungen lebende Kunstsprache der Bühne nicht ohne weiteres auf andere Lebensgebiete übertragen werden dürfe. Insbesondere wollen einige für die Schule engeren Anschluss an die landschaftliche Art gestatten und geradezu provinzielle Schulsprachen festsetzen, hinter denen das abstrakte Bühnendeutsch nur als Ideal stehen solle.<sup>6)</sup> Ich will nun gewiss nicht jede Entscheidung der Berliner Konferenz über die Aussprache einzelner Worte, besonders hinsichtlich zweifelhafter Quantitäten, in Schutz nehmen.<sup>7)</sup> Aber im grossen und ganzen hat die Konferenz doch nur diejenige Musteraussprache legalisiert, welche auf den deutschen Bühnen schon vorher tatsächlich geübt oder angestrebt wurde. Und wenn das Sprechen auf der Bühne seine besonderen Bedingungen hat, so ergeben sich doch die Modifikationen der sonstigen Vortragsarten und der gebildeten Verkehrssprache daraus unschwer von selbst. Und landschaftlich gefärbte Schulsprachen werden ohnehin in der Praxis vorläufig bestehen bleiben, auch wenn man keine besonderen theoretischen Festsetzungen für sie trifft. In unserem Baden müssten wir ja sonst wenigstens zwei offizielle Schulsprachen haben, eine alemannische und eine rheinfränkische.<sup>8)</sup> Nein, wenn für die korrekte Aussprache des neuhighdeutschen eine Norm da sein muss, so kann das nur eine sein. Und diese Norm kann allein da gesucht werden, wo schon heute eine gesicherte Einheit besteht, in der Sprache der deutschen Bühne, welche allerdings noch in Einzelheiten der Verbesserung und des weiteren Ausbaus bedarf.

Es erhebt sich nun aber die Frage nach dem Ursprunge dieser Normalaussprache. Auf welchem Wege ist sie zustande gekommen, oder woher stammt sie? Diese Frage ist bisher nicht genügend scharf und klar beantwortet worden. Und doch ist eine richtige Einsicht in die Entwicklung Vorbedingung, um Zweifelhaftes zu entscheiden und für den Weiterbau zutreffende Richtlinien aufzustellen.

Vorweg ist ausdrücklich hervorzuheben, dass unsere Frage nur das Phonetische, die Lautlehre der nhd. Schriftsprache berührt. Alles was Syntax, Wortgebrauch, Wortbildung und Wortform betrifft ist das Gebiet der schriftsprachlichen Einigung, die schon nach der Mitte des 18. Jahrhunderts im wesentlichen vollzogen war. Hier

ist allgemein zugestanden, dass die Ausgleichung durch den Schriftgebrauch herbeigeführt ist und dass man beim Sprechen sich hat gewöhnen müssen, allerorts dem schriftlichen Vorbilde sich anzupassen. Zur schriftsprachlichen Einigung gehörte aber auch das Lautbild der Sprache, die Orthographie, welche seit Gottscheds Zeiten in Deutschland einheitlich ist, wennschon sie seitdem eine Reihe von Änderungen erfahren hat, die, durch theoretische Erwägungen in Fluss gekommen, mit der letzten orthographischen Regelung einen vorläufigen Abschluss erhalten haben. Den durch die Orthographie gegebenen Lautbildern legte nun aber zunächst jeder Stamm im Sprechen der Schriftsprache unbefangen die Laute unter, die seiner heimatlichen Mundart entsprachen und die in einer neben der früheren provinziellen Drucksprache herlaufenden provinziellen Verkehrssprache sich festgesetzt hatten.<sup>9)</sup> Noch vor hundert Jahren ist die Aussprache des Schriftdeutschen überall sehr stark provinziell gefärbt gewesen.<sup>10)</sup> Wenn Schiller *Fäuste* auf *Geiste* reimt, so hat ihm dabei sicher die Aussprache *Faischte* : *Gaischte* vorgeschwobt, die man noch heute von gebildeten Schwaben der älteren Generation hören kann. Noch vor einem Menschenalter wurde in Oesterreich selbst in der höchsten Gesellschaft die Schriftsprache ganz mit österreichischer Lautgebung gesprochen. Und wenn man auch dort sich seitdem in weit höherem Grade der Normalaussprache genähert hat, so wird doch selbst heute noch ein grosser Teil der gebildeten Oesterreicher beispielsweise nur *daitsch* und *Bēmen* für *deutsch* und *Böhmen* zu sagen vermögen. Und auf dem alemanischen Gebiete sind es neben den Schwaben die Deutschschweizer, welche bis in unsere Zeit herab die Schriftsprache mit den Mitteln der heimischen Phonetik zur Darstellung bringen. Aber auch in Schwaben und in der Schweiz herrscht heute das entschiedene Streben, eine reinere Aussprache des Schriftdeutschen zu erlernen. Alles in allem sind wir grade in den letzten dreissig Jahren auf dem Wege zu einer einheitlichen Normalaussprache auch in der Praxis schon weit vorgeschritten und für die noch immer verbliebenen Differenzen schwebt uns doch ein Ideal vor, das in der Bühnensprache teilweise seine Verwirklichung gefunden hat. Woher stammt also dieses Ideal?

Das nächste ist es, an eine lokale Grundlage zu denken. Hat doch das Französische seine Musteraussprache in Paris, das Englische in London. Diese alten Hauptstädte sind zugleich die Heimat des geschriebenen Französisch und Englisch, der französischen und englischen Schriftsprache. So einfache Verhältnisse haben wir nun in Deutschland nicht. Denn unsere junge Reichshauptstadt Berlin ist nicht die Heimat der Schriftsprache, ja sie liegt nicht einmal auf hochdeutschem Sprachgebiete. Und wenn jetzt die Bedeutung Berlins auch in sprachlicher Hinsicht wächst,

so ist doch die Berliner Lautgebung nicht die Basis unserer Musteraussprache. Denn dann müssten wir *Juter Jott* für das normale erklären. Unsere alte Reichshauptstadt Wien aber hatte sich seit dem Reformationszeitalter dem deutschen Geistesleben entfremdet und an der Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache keinen Anteil genommen. Erst seit der Josephinischen Zeit hat Oesterreich den vollen Anschluss an die geschriebene Schriftsprache erreicht, steht aber in der gesprochenen noch heute hinter dem Durchschnitt der gebildeten Aussprache des übrigen Deutschlands zurück.

Es hat nun aber eine Zeit gegeben, welche auf die Frage: wo wird das beste Deutsch gesprochen? sofort die Antwort bereit hatte: in Meissen, in Kursachsen. Im ganzen 17. und 18. Jahrhundert, vor allem zur Zeit Gottscheds und Adelungs hatte Sachsen den Ruf, das beste Deutsch nicht nur zu schreiben, sondern auch zu sprechen.<sup>11)</sup> Und wenn Goethe in einer bekannten Stelle des 6. Buches von Dichtung und Wahrheit sich dagegen sträubt, so gehört die Fassung dieses Widerspruchs doch erst dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an: in seiner Leipziger Studienzeit wird er gewiss versucht haben auch seine Frankfurter Aussprache nach der Leipziger zu bilden.<sup>12)</sup> Der Widerspruch gegen die Mustergültigkeit der sächsischen Aussprache hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts nun aber so verallgemeinert, dass man jetzt eher zu fragen geneigt ist, wie es denn überhaupt möglich gewesen sei, dass das ganze 18. Jahrhundert hindurch das feinste Deutsch grade in Leipzig gesucht wurde. Denn heute werden bekanntlich die Sachsen von den Berlinern und andern Norddeutschen wegen ihrer Sprechfehler, besonders wegen ihrer Unfähigkeit harte und weiche Konsonanten zu unterscheiden, gern lächerlich gemacht. Aber für die früheren Jahrhunderte war jener Vorrang der Meissnischen Sprache doch sehr berechtigt. Denn in Ostmitteldeutschland und speziell in Kursachsen liegt in der Tat die Heimat unserer Schriftsprache, also der geschriebenen Sprache, welche ihren grammatischen Formen nach in wesentlichen Punkten zum obersächsischen Dialekt stimmt. Sie ist aber nie selbst genau der gesprochene Dialekt Obersachsens gewesen, sondern nur die Schreibsprache, welche auf Grund älterer, teilweise anderswoher übernommener gemeinsprachlicher Vorgänger seit dem 15. und 16. Jahrhundert dort geschrieben und von der gesprochenen Sprachform stark beeinflusst worden ist. Und umgekehrt suchte die gesprochene Verkehrssprache Sachsens, das heisst die Sprache der höheren Stände, der Schriftform möglichst nahe zu kommen. Insofern bestand im 17. und 18. Jahrhundert in der Tat auch in der höheren Verkehrssprache Sachsens eine grössere Uebereinstimmung mit der Schrift, als irgendwo anders auf hochdeutschem Gebiete. Denn die übrigen hochdeutschen Provinzialsprachen<sup>13)</sup> waren

zunächst nicht einmal in den grammatischen Formen mit der Schriftsprache im Einklang. So waren z. B. ausser Ostmitteldeutschland in allen hochdeutschen Gebieten die End *-e* geschwunden. Noch Adelung (1782) polemisierte gegen die Mundarten, d. h. die Provinzialsprachen, welche *der Has, der Schwab, die Blum, die Sach* sprächen und *Hase, Schwabe, Blume, Sache* für eine obersächsische Unart hielten. Diese vollen Formen mit *-e* hat in Sachsen selbst die Bauernmundart. Und es konnte also die höhere Verkehrssprache Sachsens und Ostmitteldeutschlands sicher im 18. Jahrhundert hierin den Ruhm in Anspruch nehmen feiner, schriftgemässer zu sprechen, als alle andern hochdeutschen Gegenden. Um derartige stärkere Abweichungen von der Schrift wird es sich bei dem jungen Goethe zum guten Teile mit gehandelt haben, wenn er sich dagegen sträubte, zu sprechen wie man schreibt. Und in der Sturm- und Drangzeit wendet er nicht selten auch seine Frankfurter Sprechformen ohne *-e* in der Schrift an. Aber ohne Erfolg. Denn heute werden solche stärkere Abweichungen in der Wortform auch von den Süddeutschen nicht mehr festgehalten. Wenn schon der gebildete Pfälzer in der gewöhnlichen Umgangssprache noch *der Has* sagt, oder *Sie hauwe*, so wird er doch in der Sprache des höheren Verkehrs und des öffentlichen Vortrags nur *der Hase* oder *Sie haben*, also die obersächsischen Formen anwenden. Denn die strittigen Abweichungen der deutschen Stämme betreffen eben heute nicht mehr die Wortform oder die Silbenzahl des Wortes, sondern nur noch die einzelnen Laute. Es sind also nicht mehr grammatische, sondern rein phonetische Dinge, die jetzt in Frage stehen. Und in dieser Beziehung kann heute allerdings Sachsen keinen Vorzug mehr beanspruchen. Auch früher fand man an der Meissnischen Aussprache schon zu tadeln. Goethe schliesst die mehrgenannte Stelle mit den Worten: 'Hatte ich doch auch im Meissnischen Dialekt manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.' Und der Leipziger Sprachmeister Gottsched polemisiert oft auch gegen die sächsische Aussprache, so z. B. dagegen,<sup>14)</sup> dass in Meissen viele *tōb* statt *taub*, *Stēn* statt *Stein* sprächen. Zu seiner Zeit machten sich also selbst im höheren Verkehr noch die obersächsischen *ō, ē* für *au, ei* geltend, die heute in Leipzig nur noch in der niederen Umgangssprache vorkommen. Gottsched musste damals noch für sein Musterland auf die diphthongische Aussprache dringen. Die heutigen phonetischen Abweichungen der gebildeten obersächsischen Verkehrssprache von der Normalform sind jedenfalls viel geringer als zu Gottsched's Zeit. Und trotzdem konnte mit recht damals im Meissnischen das beste Deutsch gesucht werden. Heute geht das nicht mehr an. Es kann aber auch keine andere Provinz einen solchen Anspruch geltend machen. Darüber sind alle Sachverständigen einig, dass die jetzige Normalsprache keiner örtlichen Verkehrssprache genau entspricht.

Man könnte nun vielleicht meinen, dass die Normalsprache als Durchschnitt gewonnen worden sei. Unsere Schriftsprache ist hochdeutsch. Also müssten ihr diejenigen Eigenschaften zukommen, welche gemeinhochdeutsch sind, welche in allen, oder doch den meisten hochdeutschen Stammessprachen gefunden werden. Und in Einzelfällen scheint es auch so zu sein. Zum Beispiel ist jetzt als normal anerkannt das anlautende *scht*, *schp* in Worten, wie *stehen*, *spielen*, welches in allen hochdeutschen Gebieten gesprochen wird, während das nur südwestdeutsche inlautende *scht*, *schp* in *bischt*, *Fauscht*, *Kaschpar* keinen Eingang finden durfte. Aber im Inlaut nach *r* ist *sch* auch allgemein hochdeutsch und die Normalsprache duldet doch jetzt nicht mehr *Fürscht*, *Durscht*, *Versch*, während in einigen Fällen wie *Kirsche*, *Bursche* das *sch* sogar in die Schreibung aufgenommen ist und nun auch gesprochen werden muss; die ältere Form dieser Worte ist *Kirse* und *Burse* und stand Worten wie *Vers* und *Fürst* ganz gleich.

Und so sind noch mehr Sprechweisen aus unserer gebildeten Sprache verbannt, welche gemeinhochdeutsch sind oder doch der überwiegenden Mehrzahl der Hochdeutschen angehören. Fast in allen hochdeutschen Gebieten sind die *ö*, *ü*, *eu* entrundet, d. h. man spricht sie wie *e*, *i*, *ai*; nur kleinere Bezirke haben die alten gerundeten Laute bewahrt. Die meisten Hochdeutschen sind ihrer Mundart gemäss geneigt, *der Kenig*, *grin* und *daitsch* zu sprechen: auch für Obersachsen gilt dies und Gottsched muss diese Aussprache bekämpfen, die heute allerdings in Sachsen aus der höheren Verkehrs- und Vortragssprache im wesentlichen verdrängt sein dürfte, zu Gottsched's Zeit aber gewiss noch weit mehr verbreitet war.

Ein wichtiger Punkt ist ferner die Scheidung der harten und weichen Verschlusslaute. Diese ist in der historischen Orthographie der Schriftsprache im ganzen richtig bewahrt worden. Aber in der lebenden Sprache fast des ganzen hochdeutschen Gebiets ist zum mindesten zwischen *d* und *t*, *b* und *p* im Wortanlaut, grossenteils auch im Inlaut, kein Unterschied mehr. *Ding* und *Tag*, *das Bein* und *die Pein* werden mit demselben Anlaut gesprochen. Nur südliche Randgebiete des Oberdeutschen halten teilweise noch die Laute getrennt. Stellte unsere Normalaussprache den Durchschnitt des Allgemeinhochdeutschen dar, so könnten wir, hierin unserer landschaftlichen Lautgebung folgend, den Unterschied der harten und weichen Anlaute aufgeben. Da dies aber nicht der Fall ist, so müssen wir Hochdeutsche uns zum mindesten für die feierliche und öffentliche Rede die Scheidung von *d* und *t*, *b* und *p*, teilweise auch von *g* und *k* mühevoll anzugewöhnen suchen, ohne dass es allen gelingen will. Hierin sind nun gegenüber uns Hochdeutschen die Bewohner der norddeutschen Tiefebene sehr im Vorteil. Sie sind nicht Hochdeutsche. Sie gehören einem andern

germanischen Sprachstamme an, ihre Muttersprache ist das Niederdeutsche, welches seit dem 17. Jahrhundert in der Schrift, heute auch schon vielfach in der gesprochenen Sprache selbst des niedern Verkehrs vom Hochdeutschen verdrängt worden ist. Als Umgangssprache der oberen und mittlern Schichten herrscht in Niederdeutschland seit nicht ganz 100 Jahren durchaus das Hochdeutsche und nur die untersten Volksklassen in den Städten und die Bauern sprechen heute noch ihre alte Muttersprache, das sogenannte Plattdeutsch. Die niederdeutsche Sprache hat nun, wie das ihr nah verwandte Englische, scharfe Unterschiede zwischen harten und weichen Verschlusslauten. Die letztern werden im grössten Teile Norddeutschlands sogar noch stimmhaft gesprochen, wie im Englischen und in den romanischen Sprachen. Als nun die Niederdeutschen die hochdeutsche Schriftsprache übernahmen und zunächst in feierlicher Rede, mehr und mehr aber auch im höheren Verkehr hochdeutsch zu sprechen anfingen, da übertrugen sie ihre heimischen Lautverhältnisse und sprachen die geschriebenen *t*, *p*, *k* hart und behaucht, als *tha*, *pha*, *kha*, während sie die *d*, *b*, *g* weich und mit Stimmton sprachen. Hauptsächlich dieser Vorsprung der Niederdeutschen in der sorgfältigen Scheidung der harten und weichen Konsonanten ist es, der uns heute die beste Form der gebildeten Aussprache in Norddeutschland suchen lässt. Zwar wird ein früher manchmal behaupteter Vorrang Hannovers nicht mehr aufrecht erhalten: nur dass in Hannover wie in anderen niederdeutschen Gebieten *st*, *sp* genau nach der Schrift mit *s* gesprochen wurde (*stehen*, *spielen* statt *scheiden*, *spielen*), konnte dazu verführen. Aber die überwiegende Meinung der Orthoepiker geht doch jetzt dahin, dass in Niederdeutschland die beste Aussprache zu finden sei. Viëtor definiert die deutsche Mustersprache geradezu als 'hochdeutsche Sprachform in niederdeutscher Aussprache' und alle anderen, die überhaupt eine einheitliche Aussprache wollen, sind hierin einig.<sup>15)</sup> Und man führt wohl den überwiegend norddeutschen Charakter unserer Bühnensprache zurück auf das immer stärkere politische und wirtschaftliche Uebergewicht, welches der Norden mit der Reichshauptstadt ausübt. Und in gewissen Beziehungen lässt sich das auch nicht in Abrede stellen.<sup>16)</sup>

Aber ich meine, auch mit dem Schlagworte 'hochdeutsche Sprachform in niederdeutscher Aussprache' lässt sich der Werdegang einer immer einheitlicheren deutschen Sprechweise nicht begreifen. Diesem Schlagworte widerspricht schon die Aussprache des *g*. Sogar im Anlaut der Worte ist die gemeinniederdeutsche Aussprache des *g* die spirantische. Im ganzen Westen des Gebiets, in Westfalen und am Niederrhein spricht man velaren stimmlosen Spiranten, also *chüt*, *Chott*, in den übrigen Teilen palatalen Spiranten, der teils stimmlos, wie im Magdeburg'schen, teils stimmhaft wie in Brandenburg ist (*jut*, *Jott*). Wenn auch in einzelnen niederdeutschen Gegenden sich jetzt

anlautender Verschlusslaut *g* entwickelt hat, so ist doch das von alters her Gemein-niederdeutsche der anlautende Spirant und wenn die norddeutsche Aussprache wirklich durchaus gesiegt hätte, so müssten wir diesen sprechen. Leicht hätte das auch so kommen können. Das preussische Offizierkorps hat seit 1870 schon lebhafte Ansätze dazu gemacht, die Sprache der „*Jarde*“ auch ins übrige Deutschland zu verpflanzen.<sup>17)</sup> Und bei der vorbildlichen Stellung der Offiziere für die oberen Gesellschaftsschichten hätte dies weiter greifen können, wenn nicht Schule und Bühnensprache den Verschlusslaut in *gut*, *Gott* festgehalten hätte. Noch mehr aber wird für den In- und Auslaut der Worte die spirantische Aussprache durch die norddeutsche Theorie gefordert. Denn hier ist nicht nur im gesamten Niederdeutschland, sondern auch in Mitteldeutschland<sup>18)</sup> bis weit ins Oberdeutsche hinein die Geltung als palataler oder velarer Spirant herrschend, also *Auge*, *liege*, bzw. *Auche*, *lieche*, *Tach*, *Wēch*. Das müsste, da neben der norddeutschen Lautung auch die überwiegende Majorität der hochdeutschen Gebiete dafür eintritt, als gemeindeutsche Aussprache gelten. Und so haben denn auch Orthoepiker wie Viëtor und noch energischer Trautmann die Forderung erhoben, dass alle in- und auslautenden *g* spirantisch zu sprechen seien. Aber die Bühnenaussprache schreibt hier Verschlusslaut vor (*Auge*, *liege*, *Täg*, *Wēg*) und die oberdeutschen Orthoepiker, wie Erbe und Luick, stimmen dem eifrig bei. Es ist sicher, dass diese Aussprache siegen wird und Viëtor findet sich neuerdings auch schon mit diesem Ausgange ab.<sup>19)</sup>

Vor allem aber ist gegen die durchgehende Charakterisierung der deutschen Musteraussprache als 'hochdeutsche Form mit niederdeutscher Lautung' hervorzuheben, dass tatsächlich der geschichtliche Hergang ein ganz anderer gewesen ist. Man muss nur nicht bloss die letzten Stadien dieses Kampfes gegen die Provinzialsprachen im Auge haben, wobei allerdings die Einführung der norddeutschen stimmhaften Konsonanten eine gewisse Rolle spielt, sondern den ganzen Verlauf desselben seit dem 16./17. Jahrhundert. Und damit komme ich endlich zur Beantwortung der vorhin aufgeworfenen Frage nach dem Ursprung unserer Musteraussprache. Sie hat ihre Grundlage überhaupt nicht im gesprochenen Wort, sondern im geschriebenen: sie ist von Haus aus — wie unsere Schriftsprache überhaupt — eine Sprache nach dem Papier, sie sucht einfach die Wortbilder der historisch gewordenen Orthographie in der gesprochenen Sprache nachzubilden. — Für unsere Rechtschreibung wurde früher vielfach die naive Hauptregel gegeben: 'schreibe wie du sprichst'. Und als man sich klar machte, dass in Deutschland vielerorts sehr mangelhaft gesprochen wurde, ergänzte man dies zu: 'Schreibe wie du richtig sprichst!' Aber auch diese Fassung scheiterte an dem Missstande, dass die Orthoepie noch in wichtigen Punkten schwankte.

kend war und vor allem, sie stellte die Sache ungefähr auf den Kopf. Es muss vielmehr im Deutschen heissen: „Sprich wie du schreibst.“<sup>20)</sup>

Dieser Satz wird nun freilich von unseren neueren Orthoepikern einmütig verurteilt. Sie suchen für ihre Regeln stets nach einer Begründung durch die gesprochene Sprache. In den Verhandlungen der Berliner Konferenz<sup>21)</sup> sagt Siebs: ‘Die Schreibung kann nie und nimmer als Massstab für die Aussprache dienen’ und Sievers befiehlt: ‘Weg mit dem Schriftbilde’. Dem gegenüber möchte ich sagen, dem geschichtlichen Werden unserer Aussprache gemäss: ‘Her mit dem Schriftbilde’.

Um das zu verstehen wird zunächst ein vergleichender Hinblick auf französische oder englische Verhältnisse von Nutzen sein. Ich wähle das Englische, da dort alles am schärfsten ausgeprägt erscheint. In England haben sich seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters nebeneinander her zwei Formen der Hochsprache ausgebildet, eine geschriebene und eine gesprochene Sprache. Beide haben ihre Heimat in dem Bezirk der Reichshauptstadt London. Die geschriebene Sprache existierte auf dem Papier, in der Kanzlei und in der Literatur. Sie führte ihr eigenes Leben und war äusserst konservativ: die Wortbilder, die uns die heutige englische Schriftsprache bietet, entsprechen ungefähr den Lautwerten zur Zeit der Entstehung dieser Schriftsprache, im 14. Jahrhundert. Damals sprach man in London *tāle* für ne. *teil* (die Sprache), man sagte *tail* für ne. *teil* (der Schwanz), *fif* für ne. *fair* (5) und auch noch *nicht* (erst später *nit*) für ne. *nait* (night die Nacht). Neben dieser Schreibsprache aber bildete sich in London unter dem Einfluss des Hofes und der höheren Volksklassen eine vornehmere Form der Sprechsprache. Diese differenzierte sich durch gewähltere Ausdrucksformen von der Sprechweise des niederen Volks und trat, was die Wortwahl, Satzbildung und Flexionsform anbetrifft, mit der Schreibsprache in Wechselwirkung. Aber in der Lautgebung entwickelte sie sich ganz nach eigenem Rechte, nach den Gesetzen der gesprochenen Sprache weiter, ohne auf das Schriftbild Rücksicht zu nehmen. Der Grund zu dieser Doppelentwicklung ist wohl schon im 15. Jahrhundert gelegt, vor dem Buchdruck, als die vornehmen Leute noch nicht alle homines litterati waren und das Lesen noch keine allgemeine Rolle spielte, die massgebende Geltung der Londoner höheren Gesellschaft aber schon bestand. So sehen wir im Laufe der Jahrhunderte in der englischen gebildeten Sprechsprache besonders hinsichtlich des Vokalismus nacheinander die mannigfältigsten Wandlungen vor sich gehen, ohne dass auf die Schrift viel davon abfärbt. Das ist bis auf die neueste Zeit so gewesen. Erst im Laufe des verflossenen Jahrhunderts z. B. sind die geschlossenen *e* und *ō* in *tale*, *tail* und *go*, zu neuen Diphthongen *ei*, *ōu* (*teil* und *gōu*) geworden. Das Auseinandergehen der Sprechsprache und der Schreibsprache

empfindet man heute in England als störend, ohne dass zunächst Aussicht auf Abhilfe wäre. Die Versuche, die gemacht sind, bewegen sich auf dem Gebiete der Schreibsprache; sie wollen die Formel „Schreibe wie du sprichst“ durchführen und laufen auf eine sehr gewaltsame Orthographiereform hinaus, die die gewohnten Wortbilder gänzlich umwerfen und die etymologischen Zusammenhänge verdunkeln würde. Immerhin hätte eine solche Reform der Schreibung in England noch mehr Aussicht, als eine Änderung der Aussprache, nach dem deutschen Rezept: „Sprich wie du schreibst.“ Dafür ist es jetzt definitiv zu spät. Diese Bewegung hätte, wie bei uns, schon im 16./17. Jahrhundert einsetzen müssen. Dann hätte die gebildete englische Aussprache heute laut *tale* und *tail*, *fiv* und *nicht*. Dann könnten die heutigen Engländer, ebenso wie wir Deutsche, sich etwas darauf zu gute tun, dass Schreibung und Aussprache bei ihnen so wenig von einander abständen.

Denn auf diesem Wege ist im Deutschen unsere jetzige Aussprache begründet worden. Als im Reformationszeitalter die obersächsische Spielart der Reichskanzleisprache als Literatursprachform immer weitere Kreise zog und insbesondere das fremdsprachliche Norddeutschland eroberte, da gab es nicht schon wie in England eine daneben hergehende gesprochene Form der Hochsprache, die selbständige Autorität besessen und nach aussen werbend hätte auftreten können. Die am kursächsischen Hofe und von den oberen Klassen der Städte gesprochene Meissnische Verkehrssprache stand ja in den Wortformen der Schreibsprache gewiss nahe,<sup>22)</sup> wich aber in den Lauten, besonders im Vokalismus sehr von ihr ab, die schon eine mehrhundertjährige Schreibtradition hinter sich hatte. Die sächsische Verkehrssprache wurde nun in Kursachsen anfänglich auch zur mündlichen Wiedergabe der Schriftsprache angewandt, ebenso wie man in Nürnberg, in Frankfurt, in Strassburg die dortige Form substituierte. Die übrigen hochdeutschen Landschaften blieben bis ins 18. Jahrhundert hinein bei diesem Verfahren.<sup>23)</sup> Aber in Obersachsen hatte man die geschriebene Sprache immer mehr nachzubilden gesucht. Der sächsische Schulmeister führte in der Praxis die Regel durch „Sprich wie du schreibst“ und wurde damit zugleich das Vorbild für die Niederdeutschen, die ja zunächst nur die geschriebene Sprache übernahmen und nur in feierlicher Rede, also in der Predigt, etwa seit Ende des 16. Jahrhunderts auch sprechend die Schriftsprache anzuwenden begannen. Sie empfingen im 16. und 17. Jahrhundert ihre hochdeutsche Bildung von Obersachsen, aus Wittenberg, Leipzig und Jena, und schlossen sich der obersächsischen Uebung an, indem sie nun wie die Obersachsen die Schriftsprache durch möglichste Nachbildung der Schreibung lautlich darzustellen suchten. Die verbündete Macht von Sachsen und Norddeutschland hat dann seit dem 18. Jahrhundert auch

die übrigen hochdeutschen Stämme genötigt, sich ihrem Vorbilde mehr und mehr zu nähern, ohne dass diese Bewegung bis heute in der Praxis schon ganz vollendet wäre, wenn auch die theoretische Forderung nicht mehr bestritten wird. Dass aber Sachsen (Meissen) in dieser Aussprachbewegung zunächst die führende Macht war, nicht Norddeutschland, das wird durch die Zeugnisse des 17. und 18. Jahrhunderts reichlich bewiesen, wie ja auch Goethe diesen Sachverhalt ausdrücklich bezeugt.

Ich will zunächst an einigen Beispielen zeigen, wie sehr die Lautung unserer Schriftsprache auf der Schreibung, nicht aber auf einer älteren Sprechform beruht. Von grundlegender Bedeutung ist das Verhältnis der neuhochdeutschen Diphthonge. Es sind zwei grosse ursprünglich getrennte Lautreihen zusammengefallen, die mhd. Diphthonge *ei*, *ou*, *eu* (*kleine*, *boum*, *freude*) und die mhd. langen Vokale *i*, *ü*, *ü* (*mîn*, *hûs*, *liute*). Die letzteren sind im Heimatlande unserer Schriftsprache ebenso wie in der Mehrzahl der übrigen hochdeutschen Mundarten zu den Diphthongen *ei*, *au*, *eu* (*mein*, *Haus*, *Leute*) geworden und wurden vom 14. Jahrhundert ab allgemein auch diphthongisch geschrieben. Die alten Diphthonge *ei*, *ou* (*au*), *eu* dagegen sind in der lebenden Volkssprache meist zu einfachen langen Vokalen geworden. Die Schriftsprache behielt mit historischer Orthographie für diese Laute die Diphthonge bei: es fielen also in der ostmitteldeutschen Schreibung des 16. Jahrhunderts die beiden Reihen graphisch zusammen, obwohl man *der klene Bōm* und anderseits *mein Haus* sprach. Es ist wichtig festzustellen, dass nirgends auf dem deutschen Sprachgebiete diese beiden Lautreihen in der lebenden Volkssprache zusammengefallen sind. Wer immer eine Mundart kennt, vermag beide auseinanderzuhalten. In Sachsen zählt man *en*, *zwe* — *drei*, in der Pfalz *än*, *zvā*, *drei* und so wird in allen Dialekten die *ein*- und *zwei*- Zahl ihrem Vokal nach von der Zahl *drei* geschieden (= mhd. *ein*, *zwei* — *dri*). Wenn in der Pfalz die Kinder singen: 'Summerdag stāb aus, dem Winter gehin die äche raus', so haben wir in beiden Verschlüssen alten und neuen Diphthong dicht nebeneinander. In der schriftsprachlichen Lautung würde es heissen *Staub aus* und *Augen raus*, wodurch der Unterschied verwischt wird. Es war also nur durch engen Anschluss an den Buchstaben durchzuführen, wenn man in Sachsen sich gewöhnte die heimische Aussprache *klen* und *Bōm* umzuändern in *klein* und *Baum*, weil man eben in *mein* und in *Haus* die Zeichen *ei* und *au* diphthongisch sprach und daraus die Folgerung zog, dass die diphthongische Schreibung in *klein* und *Baum* nicht mit einfacherem Vokal wiedergegeben werden dürfe. Auch Norddeutschland konnte hier nicht den Weg weisen. Denn dort hiess es zwar wie im Meissnischen *klen* und *bōm*, aber *mîn* und *hûs* ohne Diphthongierung. Die Ausgleichung ist also in Sachsen nach dem Schriftbilde erfolgt, nicht ohne harten Kampf mit der lebenden Sprache.

Ich habe schon erwähnt, dass noch zu Gottscheds Zeiten dieser Kampf nicht zu Ende war, denn Gottsched musste noch die Lautung *klen* und *Bōm* zurückweisen. Heute sind nun dem obersächsischen Vorgang zufolge in der gebildeten Sprache fast des gesamten Deutschland die beiden grossen Lautreihen zusammengefallen. Nur die süddeutschen Randgebiete, die den Anschluss an die Normalaussprache am spätesten erreichten, trennen beim sprechen der Schriftsprache noch ihrer Mundart gemäss die alten und neuen Diphthonge. So hört man noch in Schwaben von Gebildeten unterscheiden *Z̄it* aber *brait*, *Hous* aber *Frau*. Und der schwäbische Orthoepiker Erbe möchte unter Verkennung der Sachlage sogar diese schwäbische Unterscheidung wieder allgemein in die deutsche Aussprache einführen.<sup>24)</sup>

Ich habe vorhin schon hervorgehoben, dass die ö, ü, eu in Sachsen, wie in den meisten hochdeutschen Mundarten zu e, i, ai geworden sind und von den alten e, i, ai nicht geschieden werden. Man spricht also *der Kenig* wie *wenig*, *grissen* wie *schiessen*, von *Haus* den Plural *die Haiser* wie *ein Weiser* und die Dichter reimten früher unbedenklich nach dem Ohr. Heute ist die orthoepische Forderung unbestritten, dass der Gebildete die beiden Lautreihen trennen und ö, ü, eu der Schreibung gemäss deutlich gerundet sprechen müsse. Dass aber hier nicht die gesprochene Sprache, sondern nur die Regel 'Sprich wie du schreibst', den Weg gewiesen hat, sieht man am deutlichsten an den nicht seltenen etymologischen Verkehrtheiten, die durch die Unsicherheit der Orthographie entstanden sind. Wir finden im 16.—18. Jahrhundert wegen des Zusammenfalls der Laute häufiges Schwanken der Schreibung. Meist hat allerdings die historisch berechtigte Orthographie schliesslich gesiegt, im Anschluss an zusammengehörige Gruppen; vielfach aber, besonders bei literarisch selteneren oder etymologisch nicht durchsichtigen Wörtern hat die falsche Schreibung sich festgesetzt. Und wir bilden jetzt in unserer Musteraussprache getreulich die falsche Orthographie nach. Es sollte richtig heißen z. B. *sprützen*, *der Bülz*, *der Kitt*, *das Müder*, wir schreiben aber und sprechen deshalb heute *spritzen*, *Pilz*, *Kitt*, *Mieder*. Umgekehrt sollte es heißen *flistern* und *riffeln*, die historisch-falsche Orthographie zwingt uns aber heute zu *flüstern* und zu *rüffeln*; wer jedoch nach Zermatt reist, spricht trotzdem nicht *Rüffelberg* und *Rüffelhaus*, weil diese Ortsnamen die richtige Orthographie gewahrt haben. Es sollte ferner heißen *die Schläufe* und *spreuzen*, wir schreiben aber und sprechen demgemäß *Schleife* und *spreizen*. In manchen Fällen hat die Unsicherheit der Orthographie sehr lange gedauert. Noch Goethe schrieb das historisch richtige *ergetzen*, welches mit *setzen* völlig in der Bildung übereinstimmt: wir aber müssen jetzt nach der falschen Schreibung *ergötzen* sprechen. Goethe schrieb aber auch noch das falsche *Gebürge*, welches trotz des daneben stehenden

*Berg* sich lange hielt. Hätte diese Schreibung gesiegt, so müssten wir heute *das Gebürge* sagen, ebenso wie wir — trotz *wert* — die *Würde* und *würdig* sprechen müssen. Gleichfalls bis ins 18. Jahrhundert hielt sich die Schreibung *heurat*, *heuraten*. Man musste hier unsicher sein, ob man *ei* oder *eu* zu schreiben habe, da das Wort etymologisch isoliert war: man sprach natürlich stets nur *heirat*. Wir aber würden, wenn die falsche Schreibung gesiegt hätte, heute gezwungen sein *heuraten* zu sprechen. Der Name des Helden Sigifrid der germanischen Sage war schon im 12. Jahrhundert zu *Sifrit* kontrahiert. Mit der Diphthongierung gab das *Seifrid*, *Seifert*. Schon seit dem 16. Jahrhundert schwankte die Schreibung bei dem nun etymologisch unklaren Namen ratlos zwischen *ei* und *eu*. Heute sind wir genötigt, auch durch die Aussprache die Familiennamen *Seifert* und *Seufert* sauber zu scheiden.

Auf dem Gebiete des Konsonantismus müssen wir jetzt die durch die historische Orthographie im ganzen richtig geschiedenen *d* und *t*, *b* und *p* trennen. Die Scheidung gemäss der Schreibung fordern schon die älteren Grammatiker wie Gottsched. Aber die Ausführung ist für den hochdeutschen Mund lange Zeit sehr mangelhaft geblieben. Die heutige Orthoepie will die klarere Trennung nach den niederdeutschen Lautwerten vorschreiben. Das ist durchaus zweckmässig und kann allein zum Ziele führen.<sup>25)</sup> Aber auch hier gilt nur die Schreibung als Leitstern. In früheren Jahrhunderten hat die Vermengung der Laute in der gesprochenen Sprache bei diesen Konsonanten manche falsche Orthographie zu Wege gebracht, der wir uns nun bemühen müssen, zu einem künstlichen Leben zu verhelfen. Es müsste z. B. richtig heißen *tunkel*, *tumm*, *die Tohle*, *der Tocht*, *der Tuft* und umgekehrt *dösen*, *das Gedöse*, *draben*, *Drümmer*. So müssten wir heute sprechen, wenn die Lösung 'Weg mit dem Schriftbilde' Geltung gehabt hätte bei der Festsetzung unserer Normalaussprache.<sup>26)</sup>

Dass aber das umgekehrte Prinzip gegolten hat, mag durch diese Beispiele zur Genüge gezeigt sein.<sup>27)</sup> Diesem Prinzip des engsten Anschlusses der Aussprache an den geschriebenen Buchstaben folgte man früher unbeirrt. Die orthoepischen Regeln der älteren nhd. Grammatiker wie Gottsched, Adelung und anderer predigen diese Wahrheit und suchen nach der Schrift sogar Lautunterscheidungen hervorzurufen, welche schliesslich nicht durchgedrungen sind. So mühte man sich ab die Reste der bairischen *ai*-Schreibungen wie *Waizen*, *Haide* lautlich vom *ei* zu trennen, was deshalb nicht gelingen konnte, weil die Gruppe *ei* selbst schon als *ai* gesprochen wurde.<sup>28)</sup> Ja noch Karl Heyse 1838 hat in Bekämpfung der ungenügenden Formel 'Schreib wie du sprichst', freilich nur in hypothetischer Form, sogar die richtige Theorie erfasst, wenn er sagt: 'Eher könnte man ohne Nachteil jene Regel geradezu umkehren:

Sprich wie geschrieben wird, oder dem herrschenden Schreibgebrauche gemäss'.<sup>29)</sup> Eine Verdunkelung und Störung des natürlichen geschichtlichen Verlaufs wurde nun verursacht durch die seit Jacob Grimm erstandene historisch-grammatische Richtung. Die Germanisten schätzten die Volksmundarten als natürliche Weiterentwicklung der altdeutschen Dialekte, sie drangen auf Beachtung der lebenden Sprache und waren geneigt, die auf dem Papier entwickelte geschriebene Sprache und unsere Orthographie gering zu schätzen. Aus dieser Stimmung heraus erklären sich die Versuche einer historischen Orthographiereform in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die die mhd. Schreibung und am liebsten auch die mhd. Laute im nhd. wiederherstellen wollten.<sup>30)</sup> Und ein Ausläufer dieser historischen, ich möchte sagen romantisch-sentimentalen Richtung ist auch die Tendenz der germanistisch gebildeten Orthoepiker, das Schriftbild für die Aussprache zu verbannen und die Entscheidung aus der gesprochenen Sprache zu suchen. So erklärt es sich z. B., wenn Viëtor und andere das in- und auslautende *g* nach mitteldeutscher und niederdeutscher Aussprache als Spiranten gesprochen haben wollen; so erklärt sich auch die Ratlosigkeit der Berliner Konferenz hinsichtlich der langen *e*-Laute, die man nach der gesprochenen Sprache gemäss der Etymologie auseinanderhalten möchte, obwohl die einzelnen hochdeutschen Mundarten wieder sehr von einander abweichen und eine Regelung auf dieser Basis verbieten.<sup>31)</sup> Unterdessen befolgte aber die Schule ruhig die alte Praxis weiter, möglichst die Schreibung zur Führerin zu nehmen. Und die tatsächliche Bühnenaussprache, welche die Berliner Konferenz schon vorfand, beruht doch wesentlich auf dem Bestreben der Praktiker, den Buchstaben der Orthographie für immer feinere lautliche Verhältnisse als Richtschnur wirken zu lassen.<sup>32)</sup> Dass die Bühne für in- und auslautendes *g* den Verschlusslaut vorgeschrieben hat, erklärt sich daraus, dass man meinte, dem Buchstaben *g* komme nun einmal dieser Wert, den er im Anlaut schon unbestritten hatte und den man auch in fremden Sprachen mit ihm verband, als ihm eigentümliche Lautung von rechtswegen zu und müsse für ihn also durchgeführt werden.<sup>33)</sup> Diese Entscheidung ist dem seit Jahrhunderten befolgten Prinzip unserer Normalaussprache gemäss und wird ebenso siegen, wie die von Norddeutschland ausgehende Buchstabenaussprache aller langen *e*-Laute als geschlossenes *e* wo *e* geschrieben wird und als offenes *ä* wo die Orthographie *ä* bietet, also *leben*, aber *wählen*, obwohl die Sprachgeschichte und die hochd. Volkssprache umgekehrt *läben*, aber *wēlen* fordern würde.<sup>34)</sup>

Wenn also zur Entscheidung zweifelhafter Fragen unserer Normalaussprache der enge Anschluss an die Schreibung das systemgemäss ist, so hat dieses System doch schon früher einige Durchbrechungen erlitten. Der Anglist Emil Koeppel hat

kürzlich eine inhaltreiche Schrift veröffentlicht mit dem Titel: „Spelling pronunciation. Bemerkungen über den Einfluss des Schriftbildes auf den Laut im Englischen.“<sup>35)</sup> Er zeigt da, dass doch in so manchen Einzelheiten durch die Macht der immer vor dringenden Schulbildung die Schreibung den Laut der englischen Sprache verändert hat, welche ja von Haus aus eine speaking pronunciation besitzt. Bei uns liegt die Sache grade umgekehrt. Das unserer Aussprache von Anfang an zu grunde liegende System ist, wie wir gesehen haben, die spelling pronunciation. Aber in gewissen Fällen hat sich gegen die Schrift eine speaking pronunciation durchgesetzt, eine Aussprache nach der lebenden Sprache, die in den älteren Fällen stets zur ober sächsischen Lautung stimmt.<sup>36)</sup> Auf einige Beispiele hiefür will ich hinweisen.<sup>37)</sup> In den meisten hochdeutschen Mundarten ist *ch* vor *s* zu *k* geworden: *wachsen*, *Ochse*, *Fuchs*. Nur das Hochalemannische der Schweiz hat noch den echten Laut *waxe*, *osse*, *fuys* bewahrt. Der Uebergang ist in Mitteldeutschland wohl schon vor dem 16. Jahrhundert eingetreten, aber die Orthographie hat das Ursprüngliche fest gehalten.<sup>38)</sup> Hier wird schon von den Grammatikern des 17. und 18. Jahrhunderts die Aussprache als *ks* gelehrt, die schriftgemäße Aussprache der Schweizer war in den übrigen Gegenden später nicht mehr durchzuführen. Auch die Niederdeutschen, die selbst hier Assimilation zu *ss* hatten (*wassen*, *osse*, *vos*) sind dem obersächsischen Vorbilde gefolgt und haben die *ks*-Aussprache übernommen. — Eine Sprechaußsprache ist auch das schon erwähnte anlautende *schp*, *scht* in *spielen*, *stehen*. Schon Gottsched gibt dies als die in Meissen übliche Aussprache an. Und wenn im 19. Jahrhundert die Niederdeutschen und die Schulen eifrig versucht haben, die Schriftaußsprache *sp*, *st* durchzuführen, so ist ihnen dies nicht gelungen unter dem Gegendrucke der germanistisch-gelehrten Richtung.<sup>39)</sup> Ergötzlich war es aber zu beobachten, wie die Praktiker sich lange bemüht haben, für diese *st*, *sp* wenigstens ein ‘weicheres oder weniger dickes *sch*’ zu fordern, um dem Schriftunterschiede gerecht zu werden.<sup>40)</sup> Die von Germanisten beratene ‘Bühnenaussprache’ schreibt für *st*, *sp* gewöhnliches *sch* vor. — Die Bühnenaussprache selbst hat bei ihrem schriftgemäßen in- und auslautenden *g* doch noch eine Ausnahme zugelassen, die eine Konzession an die Sprechsprache darstellt. Nämlich in der Auslautssilbe *-ig* soll gesprochen werden *freudich*, *Könich*; ebenso wenn diese Silbe vor Konsonanten tritt: *der Freudichste*, *des Könichs*. Dagegen regelrecht vor Vokal *der Freudige*, *die Könige*. Die Ursache davon ist, dass diese Aussprache wegen des vorhergehenden *i* so fest sass und so allgemein war, dass die meisten Bühnen sie übten. Die Germanisten der Kommission haben sich bemüht, das nun nachträglich theoretisch zu stützen.<sup>41)</sup> Das Natürliche und Konsequente wäre gewesen, auch in der Endung *ig* den Verschlusslaut völlig durchzu-

führen, was von süddeutschen Orthoepikern mit Recht empfohlen wird,<sup>42)</sup> deren Mundart es entspricht.

Doch ich will Ihre Geduld nicht durch weitere Einzelheiten ermüden, sondern meine Ausführungen mit einem Phantasiebilde abschliessen. Die Heimat unserer Schreibsprache, Kursachsen, hatte im 16. Jahrhunderte, nach dem Siege Moritzens von Sachsen über Kaiser Karl V., eine kurze Zeit Aussicht die Rolle zu übernehmen, die später Brandenburg-Preussen zufiel, nämlich die politische Zentralmacht von Deutschland zu werden. Stellen wir uns einmal vor, dass das geschehen sei, oder noch besser, setzen wir den Anfang eines obersächsischen starken Kaisertums noch über hundert Jahre früher, ins 14. bis 15. Jahrhundert, als noch nicht durch den Buchdruck und das gesteigerte Lesebedürfnis der Reformationszeit das Schriftbild intensiver wirkte. Dann hätte es geschehen können, dass die höhere Verkehrssprache dieses politisch führenden Landes als eine selbständige Macht aufgetreten wäre, welche neben den veralteten und veraltenden Wortbildern der Schreibsprache sich in ihren Lautformen lebendig weiter entwickelt hätte und von den übrigen Provinzen als massgebende Verkehrssprache anerkannt worden wäre. Dann würden wir heute auf Grund der obersächsischen Sprechformen in unserer gebildeten Aussprache vielleicht ähnlich von der Schrift abweichen, wie die Engländer und z. B. *Klet* sprechen statt des geschriebenen *Kleid*, wie die Engländer *sei* statt *say*, oder wir würden *nail* sagen für geschriebenes *Nagel*,<sup>43)</sup> wie die Engländer *nait* für geschriebenes *night*, oder wir würden *schlafen* schreiben und *schläfen* sprechen, wie der Engländer *all* schreibt und *åll* spricht. Ich meine aber, wir dürfen zufrieden damit sein, dass mangels einer altobersächsischen dominierenden Hofsprache man künstlich die veralteten Formen unserer Schrift im Sprechen nachgebildet und so eine Ueber-einstimmung zwischen Laut und Schreibung hergestellt hat, wie sie jetzt unserer Aussprache zu grunde liegt.